

Alexander Gramsch

**Eine kurze Geschichte des archäologischen Denkens  
in Deutschland**

Leipzig 2006

UNIVERSITÄT LEIPZIG

Anschrift des Verfassers:  
Dr. Alexander Gramsch  
Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie  
Spalenring 145  
CH – 4055 Basel  
alexander.gramsch@unibas.ch

Redaktion: S. Wolfram  
Webmaster: D. Lukas

Online publiziert am: 18.10.2006

ISSN 1612-4227

Copyright 2006 by Professur für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig  
Ritterstr. 14, D-04109 Leipzig, [www.uni-leipzig.de/~ufg](http://www.uni-leipzig.de/~ufg), [ufg@rz.uni-leipzig.de](mailto:ufg@rz.uni-leipzig.de)  
und den einzelnen Autoren.

# Eine kurze Geschichte des archäologischen Denkens in Deutschland

Alexander Gramsch

Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie, Universität Basel

**Zusammenfassung:** Der vorliegende Beitrag gibt einen Überblick über die Geschichte der Entwicklung von Forschungszielen, Fragestellungen und Interpretationsansätzen der Prähistorischen Archäologie in Deutschland. Vom frühen 19. Jahrhundert ins Heute fortschreitend werden gleichzeitig die institutionellen und personellen Aspekte der Fachgeschichte und insbesondere die geistesgeschichtlichen Grundlagen der Urgeschichtsforschung skizziert – von der „vaterländischen Altertumskunde“ über anthropologisch-archäologische Forschungen bis zur Prähistorischen Archäologie. Hierbei wird insbesondere die Frage nach der Relevanz der Prähistorischen Archäologie für die Konstruktion kollektiver Identitäten verfolgt.

**Schlagworte:** Fachgeschichte, „vaterländische Altertumskunde“, Geschichtsvereine, Interpretationsmodelle, Identitätskonstruktion

**Abstract:** This paper presents a historical overview of research aims, questions and models of interpretation in prehistoric archaeology in Germany. Moving from the early 19<sup>th</sup> century into our days the epistemological foundations of prehistoric research are sketched – from “patriotic antiquarianism” via anthropological-archaeological research to recent prehistoric archaeology – but also its institutional and personal developments. Emphasis lies on the relevance this discipline had and still has for the construction of collective identities.

**Key words:** History of research, “patriotic antiquarianism”, historic societies, models of interpretation, construction of identity

## 1. Einleitung

Auf den folgenden Seiten möchte ich einen Überblick über die Entwicklung der Prähistorischen Archäologie in Deutschland geben, basierend auf den in den letzten Jahren zahlreicher werdenden Auseinandersetzungen mit der Geschichte des Faches (Gramsch 2005). Es geht jedoch nicht um Entdeckungen und Grabungsergebnisse, vielmehr soll die Geschichte der Urgeschichtsforschung als Geistesgeschichte skizziert werden, als eine Geschichte der geistigen und gesellschaftlichen Grundlagen des Faches. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen Faches ist der Prähistorischen Archäologie nicht fremd; häufig beginnen Monographien und Sammelbände, in denen aktuelle Forschungsergebnisse vorgestellt werden, mit einem Kapitel zur Forschungsgeschichte. Es wird meist als notwendig erachtet, die jeweils eigene Forschung in ihren forschungsgeschichtlichen Kontext einzubinden und so die eigene Stellung zu relativieren, die Forschungsfragen und -ziele zu legitimieren und die Ergebnisse zu autorisieren durch Rückgriff auf Bestehendes (Schlanger 2003, 5). Implizit oder explizit unterliegt diesen Forschungsgeschichten jedoch ein teleologisches Denken, das die eigene Arbeit „auf den Schultern von Riesen“ stehen sieht.

Bestenfalls wird die Geschichte eines bestimmten Problems oder einer speziellen Fragestellung rekapituliert; meist sind es aber unkritische Aneinanderreihungen von Forschungsergebnissen, die in der Rückschau scheinbar linear und logisch aufeinander aufbauen; schlimmstenfalls sind es hagiographische Erzählungen von den unschätzbaren Leistungen der Vorgänger (seltener der Vorgängerinnen).

Im Gegensatz zu diesen traditionellen forschungsgeschichtlichen Übersichten möchte ich im Folgenden Fachgeschichte – als Teil der Wissenschaftsgeschichte – schreiben. Dies bedeutet, die Prähistorische Archäologie in Beziehung zu setzen zum Denken der jeweiligen Epoche, d.h. die Urgeschichtsforschung nicht als geschlossene geistige Welt zu betrachten, sondern als Teil eines gesellschaftlichen Diskurses, um die Episteme, also das wissenschaftliche wie allgemeine Denken der Zeit zu erfassen.

1989/90 ging das von Eric Hobsbawm so bezeichnete „Zeitalter der Extreme“ zuende, und damit begann eine Zeit der Rückschau. In jenem Jahrzehnt des historischen Umbruchs, das dem „kurzen 20. Jahrhundert“ folgte, setzten sich die verschiedensten Wissenschaften verstärkt mit ihrer Geschichte und

ihrer gesellschaftlichen Rolle auseinander. Der *annus mirabilis* für die Geschichts- und Altertumswissenschaften war 1998. In diesem Jahr fand der Deutsche Historikertag in Frankfurt am Main statt, auf dem die Rolle der Historiker bei der Gestaltung der nationalsozialistischen Politik und ihre Mitverantwortung erstmals breitenwirksam debattiert wurde (Schulze/Oexle 1999). In diesem Jahr fand auch die von Achim Leube organisierte Tagung „Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945“ in Berlin statt und erntete weithin Beachtung (Leube 2002). Und bereits ein Jahr später wurde in Nachfolge zum Berliner Symposium in Freiburg ein „Arbeitsgespräch“ zu deutschen Prähistorikern im 20. Jahrhundert durchgeführt (Steuer 2001a). Diese Tagungen sind ebenso publiziert worden wie weitere Schriften zur Geschichte der Archäologie. Die damals begonnene Diskussion ist bis heute nicht abgerissen (vgl. Gramsch 2005).

Dies lag jedoch nicht allein an den aktuellen historischen Umbrüchen. Als die vornehmlich von englischsprachigen Archäologen angestoßene Theoriediskussion in den 1980er Jahren von jüngeren westdeutschen Prähistorikerinnen und Prähistorikern rezipiert wurde, warfen sie der heimischen Urgeschichtsforschung Theorielosigkeit oder gar Theoriefeindlichkeit vor. Die offensichtliche Abneigung der meisten Prähistoriker, die ihren Interpretationen zugrunde gelegten Theorien oder Modelle offen zu diskutieren, wurde mit der speziellen Geschichte der Prähistorischen Archäologie in Deutschland erklärt, insbesondere mit ihrer Rolle im Dritten Reich. Nach 1990 kam die Frage nach dem Verhältnis der Archäologie in der DDR zu Ideologie und Struktur des Staats hinzu. So rückte die Wissenschaftsgeschichte der Archäologie als wichtige Teildisziplin für das Verständnis unserer archäologischen Interpretationen in den Blick. Wissenschaftsgeschichte wurde damit sozusagen eine Schwester der Theoriediskussion.

Den nun folgenden Überblick über diese theorieorientierte Geschichte der Urgeschichtsforschung werde ich mit Hilfe folgender Epochenbegriffe gliedern:

- die bürgerliche Altertumskunde (1815-1852),
- die Emanzipation der Prähistorischen Archäologie (1852-1902),
- die Institutionalisierung und nationalistische Orientierung (1902-1945),
- ein kurzer Überblick zur Prähistorischen Archäologie im Nachkriegsdeutschland.

Die These, die ich verfolgen möchte, lautet, dass die Urgeschichtsforschung durch die Erfindung von Traditionslinien und Identitätskonstrukten von Beginn an eine Rolle in der Schaffung von Identitäten gespielt hat, dass dies jedoch zu verschiedenen Zeiten auf recht unterschiedliche Weise geschehen ist, abhängig von den jeweiligen sozialen, politischen und kulturellen Verhältnissen.

## 2. Die bürgerliche Altertumskunde (1815-1852)

Die Erforschung der Vorgeschichte der Menschen als akademische Disziplin ist in Deutschland gerade mal 100 Jahre alt, archäologisches Denken und archäologisches Arbeiten wurzeln aber im Beginn des bürgerlichen Zeitalters.

Abgesehen von einzelnen Ausnahmen, die bis in die Renaissance zurückreichen (z. B. Kossack 1999, 9f.; Barkan 1999, 57ff.), setzte eine Auseinandersetzung mit Fundstücken des Altertums auf breiterer Basis in Europa erst im 18. Jahrhundert ein. Diese Frühphase altertumkundlichen Interesses wird auch als „antiquarische Epoche“ bezeichnet, da es überwiegend von den jeweiligen Landesherren eingesetzte Antiquare waren, die Funde der Vorzeit sammelten und Denkmäler inventarisierten (Trigger 1989).

Bis ins 19. Jahrhundert war man sich der zeitlichen Tiefe menschlicher Geschichte und damit auch der Funde nicht bewusst, denn lange Zeit dominierte die christliche Zeit- und Geschichtsvorstellung, dass die bekannte Welt seit der Sintflut unverändert geblieben sei (Kossack 1999, 11ff.). Dementsprechend konnte das hohe Alter vieler Funde nicht erkannt werden; selbst über deren Charakter als Artefakte war man sich in der frühen Neuzeit unsicher. Steinbeile bezeichnete man auch als Donnerkeile; Urnen, die man im lausitzischen Sand fand, hielten manche für natürlich „gewachsen“ (Eggers 1986, 25).

Im Mittelpunkt des Interesses des Adels und später auch des Bürgertums standen jedoch zunächst nicht diese „heidnischen Altertümer“. Wie bereits in der Renaissance waren es auch im 18. Jahrhundert die Kunstwerke der klassischen Antike, die den ästhetischen und weltanschaulichen Vorstellungen entsprachen. Fürsten und gehobene Schichten in Italien sammelten Statuen und Vasen nicht als historische Quellen, sondern um ästhetische, aber auch repräsentative Bedürfnisse zu befriedigen (s. a. Pomian 1998). Ein historisches Verständnis für Altertümer entwickelte sich erst im Laufe des späten 18. und des 19. Jahrhunderts, vor allem nach den Ausgrabungen in Herkulaneum seit 1738 und in Pompeii seit 1748.



Abb. 1: Caspar David Friedrich malte mehrere Bilder mit Megalithgräbern, so das „Hünengrab am Meer“ und das „Hünengrab im Schnee“ (beide 1807) und den hier wiedergegebenen „Spaziergang in der Abenddämmerung“ (um 1830)

Diese Wiederentdeckung der Antike, die bald von Fürsten und Adligen auf das Bildungsbürgertum und Diplomaten aus den West- und Mitteleuropäischen Staaten übergehen sollte, führte zu einer „Antikensehnsucht“ und einer humanistischen Idealisierung der Antike als Vorbild für das eigene Zeitalter.

Schwierig zu rechtfertigen war dagegen das Interesse an den „barbarischen“ Altertümern. Der vielleicht wichtigste Grund für eine intensive Auseinandersetzung mit unbemalter Keramik und schmucklosen Steingeräten, mit Grabhügeln und Burgwällen war die Hoffnung, dass sie über die Schriftquellen hinaus etwas über die lokale bzw. regionale Geschichte verrieten.

Dieses Interesse an lokaler Geschichte und Vorgeschichte ruhte auf mehreren Fundamenten. Eines bildete die Lust an Urtümlichem, Originärem, in dem der Geist des eigenen Volkes bewahrt zu sein schien – erinnert sei an Neudichtungen mittelalterlicher oder „urzeitlicher“ Literatur wie die Ossian-Gesänge James Macphersons, die auch in Deutschland breit rezipiert wurden: „*Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt*“<sup>1</sup>. Auch die

<sup>1</sup> Dieser Gedanke, den Goethe seinen Werther aussprechen ließ (1774), findet sich zugleich in Herders Schriftensammlung „Von deutscher Art und Kunst“; darin,

romantische Liebe am Einfachen, Ursprünglichen, Naturnahen, aber auch Düsternen, wie es die Bilder Caspar David Friedrichs prägt (Abb. 1), spiegelt dieses Interesse. Für das prägendste Fundament für die weitere Entwicklung des archäologischen Denkens halte ich jedoch die soziale und politische Situation des (Bildungs-) Bürgertums, des Trägers dieser Entwicklung<sup>2</sup>.

In den Jahren um 1800 lassen sich erhebliche soziale Umbrüche beobachten, die die Entstehung eines neuen historischen Interesses bewirkten. Das Bürgertum als neue soziale Formation gewann an gesellschaftlichem Gewicht. Im 19. Jahrhundert wurde es die führende gesellschaftliche Kraft, die in allen wesentlichen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bereichen

genauer im „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ (1773) stellte Herder den Ossian dem Homer gleich. Aus diesen, wie vermutet wurde, authentischen und nicht von der Zivilisation verdorbenen Liedern atme „die unmittelbare Begeisterung“, der wahre Geist des jeweiligen Volkes.

<sup>2</sup> Kocka (1995, 43ff.) unterscheidet für das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert zwischen Bourgeoisie und „Bildungsbürgern“: das Bildungsbürgertum sei „berufsübergreifend, selbstbewußt und prägend“ gewesen, zu dessen Herausbildung eine „in Aufklärung und Neuhumanismus wurzelnde Bildungs- und Universitätstradition, die sich in Deutschland [...] mit einer sehr spezifischen, früh bürokratisch geprägten Variante innerer Staatsbildung verband“, geführt habe (ebd., 45).

wichtige Positionen besetzte. Politische Ämter oder unmittelbare Einflussnahme blieben ihm jedoch verwehrt. Insbesondere nach der politischen Neuordnung Europas nach dem Wiener Kongress 1815, der weder zu einem geeinten deutschen Staat noch zu politischen Einflussmöglichkeiten des Bürgertums geführt hatte, begann dieses, neue soziale Körperschaften auszuformen und neue Tätigkeitsfelder zu erschließen.

Mit seinem Aufstieg bedurfte das Bürgertum nun sozialer Repräsentationsmöglichkeiten. Zudem entstanden neue Identifikationsbedürfnisse in den neu entstandenen Staaten, sowohl von Seiten der Herrscher als auch der Beherrschten.

Für das Bürgertum bildeten Vereine – Heimatvereine, Turnvereine, Geschichts- und Gesangsvereine – eine der wichtigsten Möglichkeiten, sich sozial zu formieren und im weitesten Sinne politisch zu betätigen (Heimpel 1972, 48f.). Historiker wie Thomas Nipperdey (1972) und Otto Dann (2003) sehen im Verein die soziale Organisationsform, die auf das Engste mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft verbunden ist. So wurden in den Jahren zwischen Wiener Kongress und der Märzrevolution 1848 in Deutschland rund 60 Geschichts- und Altertumsvereine gegründet (Clemens 2004, 20f.). Es waren vor allem diese Vereine, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts altertumskundlich tätig waren.

Wo es möglich war, konkretisierte sich das Bedürfnis nach vereinsmäßiger „*Geselligkeit und Selbstbildung*“ (Rasch 2000) an einem handfesten Objekt, einem Denkmal der Vorzeit, insbesondere am römischen Limes (Esch 1972, 165). Einige Vereine, wie jene in Ellwangen 1819 oder Ansbach 1830, wurden speziell zur Erforschung des Limesabschnitts gegründet, der durch das jeweilige Staatsgebiet lief. Neben dem Wunsch nach bürgerlicher Zusammenkunft war der wichtigste Grund für die Gründung von Vereinen, insbesondere von Geschichtsvereinen, die Auseinandersetzung mit regionaler Selbstfindung in den neu entstandenen deutschen Staaten.

Einer der Initiatoren dieser Vereinsgründungen war Freiherr vom Stein. Im Jahr 1819 gründete er die „*Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde*“, die mittelalterliche Quellentexte, die „*Monumenta Germaniae Historica*“ herausgeben sollte (Kossack 1999, 18). Zudem regte er in Münster die Gründung eines Vereins für die geschichtliche Landeskunde Westfalens an, der 1825 gegründet wurde (Clemens 2004, 73). Freiherr vom Stein wird zu jener Gruppe von Literaten und Wissenschaftlern gezählt, die mit der politischen Situation der Restauration unzufrieden waren und den Nationalgedanken der Befreiungskriege zu erhalten und zu fördern versuchten (ebd. 29;

Heimpel 1972). Die Auseinandersetzung mit deutscher mittelalterlicher Geschichte und Vorgeschichte sollte helfen, eine *gesamtdeutsche* Identität zu schaffen und den während des Krieges aufgekommenen Glauben an eine gesamtdeutsche Nation zu erhalten.

Jedoch wurden viele Geschichts- und Altertumsvereine nicht von gesamtdeutsch ausgerichteten Bildungsbürgern oder Wissenschaftlern gegründet. Vielmehr ging die Initiative sehr häufig vom Fürsten- oder Königshaus selbst aus, so an den Höfen in München, Stuttgart und Dresden (Clemens 2004, 20f.). Zweck dieser Vereinsgründungen war es, die Altertümer der „heidnischen Vorzeit“ zu erforschen und zu erhalten, und zwar durch Grabungs- und Sammlungstätigkeit. Damit wurde auch das Ziel verfolgt, die Heimatliebe zu fördern und eine württembergische oder nassauische Identität oder auch in den neuen preußischen Provinzen eine rheinisch-westfälische zu entwickeln. So nannte z. B. der württembergische Verein als Ziel, die Denkmäler des Vaterlands „*der Betrachtung zugänglich zu machen, den Sinn für vaterländische Altertümer zu wecken und das Verständnis der alten Kunst zu fördern*“ (ebd. 148; zit. aus der Denkschrift des Vereins 1893).

Tatsächlich übertrug sich das fürstliche und bürgerliche Interesse am Altertum gelegentlich auch auf die unteren Schichten. So sind 1820 „*Nachforschungen auf dem höheren Hügel von den Alterthumsforschern zu Ellwangen angefangen, von den Bauern der Gegend freiwillig fortgesetzt*“ worden (Esch 1972, 164 Anm. 4, zit. nach A. Buchner, Reisen auf der Teufelsmauer 2 [1821] 33).

Altertumskunde war somit Teil einer – auch romantisch inspirierten<sup>3</sup> – Heimatkunde und bezog sich auch auf „*Sprach- und Rechtsaltertümer sowie Volksüberlieferungen [...], denen man aufgrund der Forschungen der Brüder Grimm ein sehr hohes Alter zuschrieb*“ (Sommer 2005, 370). Das Konzept der „Heimat“ bzw. des Vaterlandes konstituierte sich insbesondere aus zwei Begriffen, der Landschaft und der Vorzeit. Beide ließen sich durch das Öffnen von „Todtenhügeln“ oder Grabungen am Limes miteinander verbinden. Die Ansprache der Funde und Denkmäler vorgeschichtlicher Zeit als „vaterländische Altertümer“ ermöglichte, ein historisches Bewusstsein für die Heimat zu entwickeln und sollte zugleich der

<sup>3</sup> Zu den romantischen Ursprüngen der Auseinandersetzung mit der vor-schriftlichen Vergangenheit bereits Piggott 1937.

Identitätsbildung in den neuen Fürstentümern und Königreichen dienen.

Viele Vereine nannten diese „vaterländischen“ Ziele im Vereinsnamen. In Sinsheim, südöstlich von Heidelberg, war es Pfarrer Karl Wilhelmi, der 1827-28 Grabhügel ausgrub und 1830 die „*Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmahle der Vorzeit*“ gründete (Kossack 1999, Esch 1972). Es war gang und gäbe, statt von heidnischen, also vorchristlicher Zeit angehörenden archäologischen Relikten, von vaterländischen Altertümern zu sprechen. Gemeint war damit jedoch meist die „Heimat“ bzw. der jeweilige Partikularstaat, nicht ein geeintes Deutschland. Allerdings musste kein Gegensatz bestehen zwischen gesamtdeutschem Nationalismus und Unterstützung des kleinstaatlichen Partikularismus. Die frühe Nationalbewegung „*wollte eine einheitliche deutsche Nation, aber zusammengesetzt aus den bestehenden deutschen Staaten*“ (Langewiesche 2000, 84)<sup>4</sup>. Auch die Vereine hielten engen Kontakt untereinander, selbst wenn grenzüberschreitende Zusammenarbeit und Ansätze zur Gründung von Dachverbänden be- bzw. verhindert wurden (Sommer 2005).

So stand die auf den Kleinstaat oder eine lokale Gemeinschaft bezogene Identitätskonstruktion Seite an Seite mit der Gleichsetzung von Vorgeschichte mit deutscher Geschichte. Dies möchte ich an einem Beispiel aus jener Zeit verdeutlichen. Die akademischen Vertreter der Klassischen Archäologie und Philologie hatten wenig Verständnis für die Begeisterung der Laien für die Vorgeschichte. Zum Beispiel hob in den 1830er Jahren der Heidelberger klassische Philologe F. Creuzer den Nutzen hervor, den „*selbst der gemeine Handwerker*“ allein aus dem Studium römischer Objekte ziehen würde (Esch 1972, 181). Diesem „reinen Romanismus“ hielt Wilhelmi entgegen, die Altertumsforschung zumal seines eigenen Vereins dürfe sich nicht derart beschränken, sondern es sei Zweck der Vereinforschung „*alle Denkmahle der Vorzeit nehmlich, sowohl Deutsche, als Römische oder von anderen Völkern herrührende, in dem Vaterlande aufzufinden*“ (ebd., 182). War Wilhelmis Reaktion noch auf Ausgleich zwischen der Erforschung von „deutschen“ und römischen Denkmälern bemüht, betonten andere wie Ritter

Heinrich von Lang im Jahrbuch des Vereins, die Aufgabe sei nun, „*den Charakter der Deutschen Grabmäler und ihren Unterschied von den Römischen fest zu stellen*“ (Esch ebd.; zit. nach Jahresber. an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellsch. 3, 1833, 73f).

Es wurde also zumindest in Teilen der Altertumsvereine dem sogenannten Romanismus ein Germanismus entgegengesetzt. Dieser sah in Relikten nicht-römischer Art und vor-römischer Zeit vor allem Zeugnisse deutscher Geschichte und in deren Erforschung das vornehmste Ziel der Vereinstätigkeit. Einen krassen Gegensatz zwischen römischer und deutscher Geschichte formulierte z. B. der angesprochene „*Historische Verein für Mittelfranken*“ in Ansbach, der sich der Limesforschung widmete. In dessen erstem Jahrbuch von 1830 heißt es, ein ganz besonders wichtiger Satz für die ganze deutsche Geschichte sei, dass kein Römer je den Limes überschritten habe; der Historiker Arnold Esch bemerkt dazu: „*Der Limes wird zur Abgrenzung gegen Westen statt gegen Osten, er wird zur bequemen Handhabe, aus der deutschen Geschichte eine ganz und gar deutsche zu machen*“ (Esch 1972, 182). Die Idee eines Deutschtums, das sich auf die Herkunft von den Germanen zurückführen lassen soll, findet sich schon während der Befreiungskriege. So vertrat „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn bereits seit 1810 in seinen Schriften die Ansicht von einem ethnisch und rassisch reinen „Urvolk“ der Germanen und damit auch der Deutschen, dem er die Franzosen als typisches „Mangvolk“ gegenüberstellte, „*eine junge Mischlingsbrut von ausverrömerten Galliern, Römlingen und vielen deutschen Stämmen*“ (zit. nach Langewiesche 2000, 107).

Wir erkennen also parallel zur regionalen bzw. kleinstaatlichen Identitätsbildung auch eine deutschnationale Identitätsbildung, die über die Gleichsetzung von vorgeschichtlichen Völkern mit modernen Nationen und in Abgrenzung zu anderen Nationen konstruiert wird. Wie auch Hakelberg (2003) verdeutlicht, ist man sich durchaus bereits vor 1848 der Konstruktion von Traditionslinien von der deutschen Geschichte zur Vorgeschichte bewusst. Sowohl die „keltomanische“ als auch die „germanophile“ Altertumskunde prägen eine nationale Ausrichtung der Forschung.

Dieses Denken wurzelt in der Philosophie des 18. Jahrhunderts. Neben Jean-Jacques Rousseau (1717-1786), dessen Ideen von der Vorstellung einer reinen Ursprünglichkeit der Völker der Vorzeit geprägt sind, ist vor allem auf Johann Gottfried Herder (1744-1803) zu verweisen. Herder sieht in den verschiedenen Völkern unterschiedliche Organismen, ein jeder

<sup>4</sup> Langewiesche nennt diese Haltung „föderatives Nationalbewusstsein“: „*deutsche Nation und ‚partikularistische‘ Einzelstaaten sind erst zu Gegensätzen geworden, als die Einzelstaaten politische Reformen verweigerten*“ (2000, 84). Man konnte „*zwei Vaterländern huldigen – dem deutschen und dem einzelstaatlichen*“ (ebd. 87).

charakterisiert durch den jeweils eigenen Volksgeist. In Herders am Beginn der bürgerlichen Bewusstseinsbildung stehenden Schriften wird der „Geist“ eines Volkes als etwas Essentielles betrachtet, als ein unveränderliches Ganzes, das die Zeiten überdauert<sup>5</sup>. Deshalb ist es möglich, die Deutschen mit den Germanen gleichzusetzen. Urgeschichtsforschung ist damit gleichzeitig sowohl Heimatforschung als auch Erforschung des Volkscharakters aller Deutschen – in Abgrenzung zu den Romanen im Westen und Süden, aber auch zu den Slawen im Osten.

Von Beginn an ist die Prähistorische Archäologie daher – wie auch insbesondere die Mittelaltergeschichte<sup>6</sup> – Teil von Identifikationsprozessen gewesen. Die Funde und Denkmäler werden den jeweils ältesten der in den antiken Quellen genannten Völker am Ort zugeschrieben. Bruce Trigger hat diese Methode als „*text-aided archaeology*“ beschrieben (Trigger 1989). Die Frage nach der „Volkszugehörigkeit“ der Funde und Denkmäler hat im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer mehr an Gewicht gewonnen. Die dominant werdende Ansicht, dass Funde und Denkmäler bestimmten Volksgruppen oder Stämmen zugeschrieben werden können, wird als das „ethnische Paradigma“ der prähistorischen Archäologie bezeichnet. Dieses „ethnische Paradigma“ prägt die Forschung bis heute (Brather 2004).

### 3. Die Emanzipation der Prähistorischen Archäologie

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Altertumskunde vor allem Sache der Vereine gewesen, die auch denkmalpflegerische Aufgaben wahrgenommen hatten. Zugleich entstanden Altertumssammlungen, deren Leiter ebenfalls Grabungen durchführten, so z. B. Friedrich Lisch in Schwerin. Das universitäre Interesse war zunächst noch gering. Ein Lehrstuhl für „*Geschichtliche*

<sup>5</sup> In der Anm. 1 erwähnten Herder'schen Schriftensammlung „*Von deutscher Art und Kunst*“ findet sich neben Goethes Aufsatz „*Von deutscher Baukunst*“, in dem er das Straßburger Münster als deutsches Bauwerk feiert, auch ein Text von J. Möser über „*Deutsche Geschichte*“, in dem dieser ebenfalls die These vom Volk und dessen Geschichte als Organismus vertritt.

<sup>6</sup> Nicht nur in Deutschland wurden historische und prähistorische Quellen nationalen Historiografien unterworfen, in deren Geschichtsverständnis frühmittelalterlichen und vorzeitlichen Gesellschaften ein Wir-Gefühl und eine quasi frühnationale Ethnizität zugeschrieben wurde, um eine konstruierte nationale, exklusive Identität in die Tiefe der Zeit zurückverfolgen zu können (s. die Beiträge in Hardt/Lübke/Schorkowitz 2003). Zu den Problemen der Konstruktion kollektiver Identitäten vgl. Niethammer (2000).

*Hilfswissenschaften und Altertümer*“ wurde nur in Breslau eingerichtet und mit Johann Gustav Büsching besetzt (Kossack 1999, 20). Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die Emanzipation der Urgeschichtsforschung, die Loslösung von der Geschichte und die Aufwertung gegenüber Klassischer Archäologie und Philologie. Man begann, sich von den antiken Texten zu lösen und den archäologischen Funden und Denkmälern einen eigenen historischen Wert zuzuerkennen.

Nach der gescheiterten Revolution von 1848 und der damit abermals gescheiterten Gründung eines deutschen Nationalstaats versuchten die politisch und historisch interessierten Bürger, ihre Arbeit durch gemeinsame Organisationsplattformen zu koordinieren und die Möglichkeit zum Informationsaustausch über die deutschen Staatsgrenzen hinweg zu schaffen. Im Jahr 1852 wurde der „*Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine*“ gegründet. Dieser wiederum richtete zwei zentrale Museen ein: das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz und das Christlich-Germanische Museum in Nürnberg (heute Germanisches Nationalmuseum) (Kunow 2002, 150).

Bei der Gründungsversammlung des Gesamtvereins in Dresden 1852 wurden drei Sektionen gebildet. „*Die erste Sektion sollte sich mit der Archäologie der ‚heidnischen‘ Vorzeit beschäftigen, die zweite mit der Kunst des Mittelalters, und erst die dritte war zuständig für die Geschichtsforschung und die historischen Hilfswissenschaften*“ (Clemens 2004, 208). Erster Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums wurde Ludwig Lindenschmit, der zuvor das merowingische Gräberfeld von Selzen ausgegraben und gemeinsam mit seinem Bruder publiziert hatte (Lindenschmit/Lindenschmit 1848).

Es waren noch immer Laien und Autodidakten, die archäologisch forschten und sammelten, doch hatten viele inzwischen eine gewisse Professionalität erlangt in der Durchführung von Ausgrabungen<sup>7</sup> und deren Publikation in Vereinszeitschriften oder Monographien. Altertumskunde war vom antiquarischen Interesse an vorzeitlichen Denkmälern und Funden zur Spatenforschung mutiert. Wilhelmi und Lindenschmit hatten zudem gezeigt, wie über den Vergleich von Grabinventaren mit münzdatierten Funden die Zeitstellung von Gräbern bestimmt werden

<sup>7</sup> Ein Großteil der Grabungen war jedoch noch immer mehr Freizeitvergnügen als ein wissenschaftliches Unternehmen. So kündigte der Verein für die Geschichte Berlins „*1884 für einen der üblichen Sommerausflüge den Programmpunkt: Ausgrabung eines Urnenfeldes in der Nähe des Schloß Hubertusstock*“ an (Clemens 2004, 151).

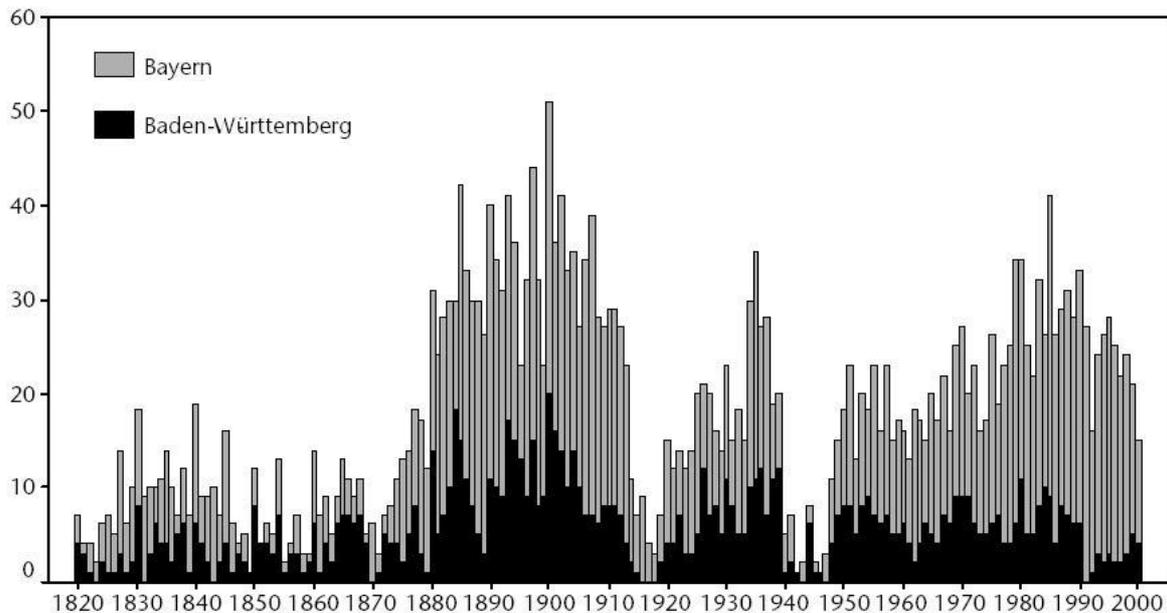


Abb. 2 Aktivitäten an hallstattzeitlichen Grabplätzen Baden-Württembergs und Bayerns zwischen 1820 und 2000 (Grafik aus: Nils Müller-Scheeßel, *Kulturvergleichende Untersuchungen zum Wechsel von Bestattungssitten am Beispiel der Hallstattzeit des westlichen Mitteleuropa* [unpubl. Diss.]

konnte. Akademisch war die Prähistorische Archäologie jedoch noch nicht etabliert.

Inzwischen stand die Altertumskunde in Deutschland wie auch in anderen europäischen Ländern vor einem Problem: Die Begeisterung für Ausgrabungen hatte zu einer erheblichen Menge an Funden geführt, die von den Vereinen nicht mehr adäquat gehandhabt werden konnten. Die Vereinssammlungen mussten in größere Museen überführt und dort systematisiert und klassifiziert werden. Es mangelte jedoch noch immer an Möglichkeiten, die Funde wie auch die zugehörigen Denkmäler zeitlich zu gliedern. Der entscheidende Schritt in diese Richtung war das Dreiperiodensystem, das Christian Jürgensen Thomsen in den 1830er Jahren anhand der Kopenhagener Museumssammlung aufstellte (Hansen 2001). In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich eine dauerhafte Tradition, diese Epochengliederung immer weiter zu verfeinern. Die Vertreter dieser Schule widmeten sich vor allem den Funden und deren chronologischer Zuordnung und standen damit der antiquarischen Tradition näher als der Spatenwissenschaft. Zu jenen gehörten sowohl der Schwede Oscar Montelius, dessen 1885 erstmals vorgelegte typologische Methode die Grundlage auch der deutschen Prähistorischen Archäologie bildete, als auch Gustaf Kossinna, auf den ich gleich noch zu sprechen komme. Beide konzentrierten sich fast ausschließlich auf das Studium der Funde in Museen, zu Lasten von Befunden und Ausgrabungen.

Die von den frühen Ausgräbern etablierte und auf

systematische Grabungen ausgerichtete Tradition wurde von den Vereinen fortgesetzt. Eine Übersicht über die Ausgrabung von Nekropolen in Süddeutschland zeigt einen Rückgang 1848, dann jedoch eine enorme Zunahme in den Jahren nach der Reichseinigung 1871 (Abb. 2). Kurz erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang die seit den 1870er Jahren zu beobachtende Verbesserung der Ausgrabungsmethoden durch Henry Pitt Rivers in England, durch Heinrich Schliemann und Wilhelm Dörpfeld in Griechenland sowie durch Carl Schuchhardt und Alfred Kieckebusch in Deutschland (Bowden 1991; Cobet 1997; Aslan/Thumm 2001; Wanzek 2001).

Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es immer noch nicht möglich, Urgeschichte oder Prähistorische Archäologie zu studieren, noch immer gab es kein Berufsbild des Prähistorikers oder Urgeschichtsforschers. Gleichwohl machte die Forschung einen entscheidenden Schritt hin zur Wissenschaftlichkeit. Dies war vor allem das Verdienst Rudolf Virchows (Abb. 3).

Der Mediziner Virchow steht für eine andere Art des archäologischen Denkens. Sein Interesse an der Vorgeschichte kam nicht aus heimatkundlichem oder nationalem Antrieb, sondern aus dem evolutionistischen Denken. Die Forschungen der Geologie und der Biologie, insbesondere Charles Lyells „*Principles of Geology*“ (1830-1833) und Charles Darwins „*The Origin of Species*“ (1859),



Abb. 3: Rudolf Virchow (1821-1902), Mediziner, Politiker, Prähistoriker, in seinem Arbeitszimmer

hatten den Blick geöffnet für das weit höhere Alter der Erde als bisher angenommen. Darwin gab zudem durch den Nachweis ausgestorbener Tierarten seiner Evolutionstheorie großes Gewicht, so dass sie das allgemeine Denken prägte. Boucher de Perthes' Funde von menschlichen Knochen gemeinsam mit den Knochen ausgestorbener Tiere in französischen Höhlen hatten verdeutlicht, dass sich die Menschheitsgeschichte bis weit in geologische Zeiten zurückverfolgen ließ – auch wenn Virchow gerade dem prominentesten Fund, den von Carl Fuhlrott 1856 entdeckten Knochen des Neanderthalers das urgeschichtliche Alter absprach<sup>8</sup>.

Die Frage, die sich Virchow und andere aus den Naturwissenschaften kommende Forscher stellten, war die nach dem Alter und der Entwicklung der Menschheit (vgl. Grayson 1983). Das gesamte wissenschaftliche Denken der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war vom Entwicklungsgedanken

<sup>8</sup> Es dauerte jedoch, bis sich diese Ansicht öffentlich durchsetzen konnte: 1879 verbot Preußen die Verwendung der Schriften Ernst Haeckels über die „natürliche Schöpfungsgeschichte“ im Unterricht (Wiwjorra 2002, 81). Auch der dänische Prähistoriker Sophus Müller wandte sich noch 1905 gegen eine Datierung, die „einige oder viele Zehntausende von Jahren“ veranschlagte (Müller 1905, zit. nach Wiwjorra 2002, 87).

geprägt. Die Entstehung der modernen Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie und Geologie, begünstigte die Vorstellung, dass sich Entwicklungen als langfristige, lineare Abfolgen von aufeinander aufbauenden Stufen oder Stadien erfassen lassen könnten. Wie die stratigraphische Abfolge von Zeitaltern in der Geologie sollten auch die verschiedenen Formen menschlicher Gesellschaften evolutiv, d.h. stufenweise aufeinander folgen. Und da mit Hilfe der Geologie auch gezeigt werden konnte, dass jene von der Biologie aufgestellten Ordnungen und Gattungen, „die in der Hierarchie der Entwicklung höher eingestuft werden, später auftraten als die niedriger eingestuft“ (Childe 1975, 14), fand der Gedanke einer hierarchischen Stufenfolge auch darin offenbar seine Bestätigung. So wurde aus der Evolutionstheorie der Evolutionismus, die Theorie von der gesetzmäßigen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Virchow praktizierte Urgeschichtsforschung als Teil einer weiter gefassten anthropologischen Disziplin, die die physische Natur des Menschen ebenso umfasste wie aktuelle Kulturausprägungen, wie sie von der zeitgenössischen Ethnographie beschrieben wurden. Diese universalistisch-evolutionistische Archäologie wurde im Rahmen einer neuen sozialen Organisationsform betrieben: den Gelehrten-gesellschaften. Virchow gründete 1869 die Berliner „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ und noch im gleichen Jahr eine Deutsche Gesellschaft gleichen Namens (DAG) als deutschlandweiten Dachverband, der „jährliche gutbesuchte Tagungen ab[hielt], die ganz Deutschland abdeckten und oft der lokalen Forschung einen deutlichen Anschub gaben“ (Sommer 2005, 368). Virchow sah die DAG als Notwendigkeit, der mangelhaften Wahrnehmung deutscher Forschung im Ausland als eine der „Consequenzen der Kleinstaaterei“ zu begegnen und einen „allgemeinen Curs“ in der Forschung zu erreichen (Virchow 1871, zit. nach Sommer 2005, 374). Im Zentrum des Denkens der anthropologischen Gesellschaften stand die Geschichte der Entwicklung des Menschen als physisches wie auch als kulturelles Wesen. Auch Virchows Denken war von den zu seiner Zeit herrschenden rassistischen und ethnischen Fragen geprägt, doch verfolgte er keine auf ein imaginiertes „Germanentum“ bezogene nationalistische Forschung. So bezog er seine Rassenforschungen im Kaukasus auf die Herkunft aller Europäer, nicht allein auf die der Germanen: „In der That finden sich daselbst sehr alte Stämme, aber kein Stamm, von dem wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit sagen könnten, er wäre zu betrachten als unser Ausgangspunkt, als derjenige

Jahr	Ort	Jahr	Ort
1866	Neuchâtel	1876	Budapest
1867	Paris	1880	Lissabon
1868	London/Norwich	1889	Paris
1869	Kopenhagen	1892	Moskau
1871	Bologna	1900	Paris
1872	Brüssel	1906	Monaco

Abb. 4 Übersicht über die Tagungen des CIAPP

Stamm, von dem die Kelten, Slaven und Germanen im Westen abstammten.“ (Virchow 1882, zit. nach Wiwjorra 2002, 85). Er protestierte auch ausdrücklich gegen patriotisch begründete Theorien einer rassischen oder kulturellen Überlegenheit von Germanen bzw. Ariern (Wiwjorra 2002, 91).

Auch in anderen europäischen Ländern hatten sich Naturwissenschaftler und insbesondere Anthropologen zu solchen Gesellschaften zusammengefunden. Diese Forscher knüpften ein internationales Netzwerk, zu dem vor allem der seit 1866 stattfindende „*Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique*“ gehörte (Müller-Scheeßel in Vorb.). Entstanden war der erste CIAAP-Kongress aus einer Sektion bei der Tagung der italienischen Gesellschaft für Naturwissenschaften in La Spezia 1865. In der Folgezeit wurde der CIAAP zu einer festen Einrichtung (Abb. 4). Es ist interessant, den Wechsel in der Terminologie festzuhalten: von der vaterländischen Altertumskunde zum internationalen Kongress für prähistorische Archäologie.

Nicht nationale Vorgeschichtsforschung und Partikularismus, sondern Universalismus, die Gleichheit aller Menschen und deren Evolution standen im Vordergrund. Virchow untersuchte nicht nur Schädel und Skelette, er beteiligte sich auch an der Erforschung der sogenannten Burgwälle in der Lausitz sowie an den Ausgrabungen in Troia, er erkannte den Wert sowohl der Stratigraphie als auch der Definition von Keramiktypen. Zudem förderte er die wissenschaftliche Akzeptanz der Prähistorischen Archäologie durch die Herausgabe der „*Zeitschrift für Ethnologie*“ und des „*Correspondenzblattes*“ seiner Gesellschaft sowie durch die Organisation wissenschaftlicher Tagungen (z. B. Herrmann 1992).

Dennoch blieb im Vergleich zu Frankreich und Großbritannien die naturwissenschaftlich-erdgeschichtliche Betrachtung der Menschheitsgeschichte in Deutschland von untergeordneter Bedeutung, denn der



Abb. 5: Die Hohkönigsburg bei Sélestat vor und nach dem wilhelminischen Wiederaufbau

Historismus prägte das Denken hierzulande viel stärker. Zeitgleich mit der Entstehung der Virchow'schen „anthropologischen“ Urgeschichtsforschung existierte die Gleichsetzung von Volk und Nation und Geschichte. Bereits im Schillerjahr 1859 und beim gesamtdeutschen Schützenfest 1862 war die Nation durch die Darstellung deutscher Geschichte seit den Germanen repräsentiert worden (Langewiesche 2000, 87ff.). Die Nation „beanspruchte das Erbe der Geschichte, die als nationale gedeutet“ wurde (ebd. 88). Nach der Gründung des neuen Kaiserreichs wuchs ein neues Interesse am Mittelalter, aber auch an der Antike. Die Kaiser finanzierten nicht nur den Wiederaufbau des Saalburg-Kastells zwischen 1897 und 1907 (Jacobi 1910) und der Hohkönigsburg (1901-1908)<sup>9</sup> im nunmehr reichsdeutschen Elsass (Abb. 5), sondern auch die Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Instituts in Griechenland (z. B. Olympia 1875-1881) und im Orient, sowie ebenso die 1892 eingesetzte Reichs-Limeskommission unter dem Vorsitz von Theodor Mommsen. Weniger groß war zunächst das kaiserliche Interesse an der sogenannten „deutschen Urgeschichte“. Doch bemühte sich die Prähistorische Archäologie zu zeigen, dass sie eine Disziplin von nationaler Bedeutung sei und institutionell gefördert werden müsse.

#### 4. Institutionalisierung und nationalistische Orientierung

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts hatte die Prähistorische Archäologie eigene Methoden entwickelt und sich auch in Fragestellungen und Diskussionen von der Geschichtsforschung

<sup>9</sup> Wilhelm II. stellte sich dort auch heraldisch in die Nachfolge der Hohenstaufen und der Habsburger und legitimierte damit seine Kaiserwürde ebenso wie seine Reichsherrschaft – auch in Abgrenzung zum französischen Kaiser Napoleon III.

emanzipiert. Ihr Forschungsgegenstand war die materielle Kultur vergangener Zivilisationen, ihre Methoden waren die Typologie, der Vergleich geschlossener Inventare und die Kartierung von Leitfunden. Um 1900 stand die Archäologie vor folgender Situation: Die Prähistorie galt weitgehend als Domäne der naturwissenschaftlichen Gesellschaften im Verbund mit der Anthropologie; die provinzialrömische Archäologie konzentrierte sich vor allem auf die Limesforschung, getragen von der staatlichen Reichs-Limeskommission; und die Vereine beschäftigten sich ganz überwiegend mit der lokalen Geschichte und Vorgeschichte, mit der Bewahrung von Denkmälern und der Sammlung von Funden.

Doch trotz Universalismus und Evolutionismus in der naturwissenschaftlich geprägten Archäologie war der Herder'sche Essentialismus noch nicht vom Tisch. Im Gegenteil, mit dem seit den 1860er Jahren wachsenden Nationalismus in Europa wurde auch die Frage der ethnischen Zuordnung von Funden immer wichtiger (Langewiesche 2000). Häufig verband sich mit dieser Suche die politische Absicht, die eigene, inzwischen national aufgefasste Geschichte zurückzuverlängern.

Bei der Tagung der *„Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“* 1895 in Kassel hielt ein junger Bibliothekar einen programmatischen Vortrag über *„Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland“*. Gustaf Kossinna, so sein Name, verstand seinen Ansatz als den ersten Versuch überhaupt, *„die vaterländische Archäologie mit der Geschichte in Verbindung zu bringen und den durch die Arbeit unseres Jahrhunderts aufgesammelten reichen Funden aus heimischem Boden gleichsam ihre Subjektlosigkeit zu nehmen“* (Kossinna 1896, 1, zit. nach Grünert 2002, 66), also diesen Funden *„eine ethnische und letztlich nationale Identität“* zu verleihen (Grünert 2002, 66). Für die erwünschte Aufmerksamkeit sorgte Kossinna selbst, indem er viele Sonderdrucke des Abdrucks des Vortrags verschickte (ebd. 67).

Kossinna hatte klassische und germanische Philologie, deutsche Geschichte und Geographie studiert und über *„Die ältesten hochfränkischen Sprachdenkmäler“* promoviert (Eggers 1986, 200). Sein besonderes Forschungsinteresse galt der „Urheimat“ und der Ausbreitung der Germanen, doch erkannte er, dass allein mit Sprachzeugnissen und mit philologischen Mitteln einer Antwort auf diese Frage nicht näher zu kommen sei, sondern dass das Studium so genannter „germanischer“ Funde und „germanischer“ Gräber einbezogen werden müsse. Er strebte eine, wie er es

nannte, *„stammeskundliche Archäologie der Germanen“* an (Grünert 2002, 71).

Kossinna vertrat die Ansicht, die Verbreitung der in den Schriftquellen genannten germanischen Stämme decke sich mit der Verbreitung „germanischer“ Funde. Dadurch, so seine These, seien mit Hilfe der Funde die Siedlungsgebiete der Germanen zu erkennen und zudem in schriftlose Zeiten zurückzuverfolgen (Eggers 1986, 213). Er folgte damit der Idee von der Deckungsgleichheit von Territorium, Volk, Sprache und Kultur, einschließlich materieller Kultur.

Was die literarischen Quellen nicht leisten konnten, konnten also die archäologischen Quellen leisten, nämlich die genauen Grenzen der Ausbreitung der germanischen Stämme zu zeigen. Auf diese Weise entwickelte Kossinna seine „siedlungsarchäologische Methode“. Diese Methode bezog sich allerdings nicht auf ergrabene Siedlungen, sondern auf Siedlungsgebiete. Das Verbreitungsgebiet bestimmter Artefakttypen und Bestattungssitten wurde zur „archäologischen Kulturprovinz“, oder kurz gesagt zur „archäologischen Kultur“. So wurde z. B. aus der von Virchow so genannten Keramik vom lausitzischen Typ die Lausitzer Kultur, die als geschlossene ethnische und kulturelle Einheit aufgefasst wurde. Dieses sogenannte kulturhistorische Denken war jedoch nicht auf die Urgeschichtsforschung beschränkt; es lässt sich zurückverfolgen bis zur Kulturkreislehre des Leipziger Geographen Friedrich Ratzel und zum Kulturbegriff Edward B. Tylors (Trigger 1989, 162; Brather 2004, 61ff.).

Zum einen beobachten wir bei Kossinna die angesprochene antiquarische und typologische Ausrichtung zu Lasten der „Spatenarchäologie“ und Anthropologie. Zum anderen übernahm Kossinna die in antiquarischer Tradition stehende ethnische Deutung der Funde und Befunde, münzte sie aber in nationaler Weise um. Das bedeutete einen Bruch mit der universalistischen, anthropologischen Archäologie.

Kossinnas Forderungen nach einer staatlichen Unterstützung der prähistorischen Archäologie, die er als deutsche Archäologie auffasste, blieben nicht ungehört. Preußen sicherte seit 1859 die regelmäßige Finanzierung des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) und wandelte es 1871 in eine preußische Staatsanstalt, 1874 in ein Reichsinstitut um. Ähnliches sollte auch der heimischen Archäologie zugute kommen. Im Jahr 1902 starb Virchow – und mit ihm der Einfluss der naturwissenschaftlichen Gesellschaften. Im gleichen Jahr wurde an der Berliner Universität eine außerordentliche Professur

1852	Gesamtverband der Altertumsverbände
1869	Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (DAG)
1874	Kaiserliches Deutsches Archäologisches Institut (DAI)
1892	Reichs-Limeskommission
1900	West- und Süddeutscher Verband für Altertumskunde
1902	Römisch-Germanische Kommission (RGK)
1902	a.o. Professur für Deutsche Archäologie, Berlin
1904	Nordwestdeutscher Verband für Altertumskunde
1909	Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte

Abb. 6 Gründungsdaten verschiedener Institutionen für die Erforschung der Prähistorie in Deutschland

für „*Deutsche Archäologie*“ eingerichtet und mit Kossinna besetzt – seit Büschings Professur (s.o.) der erste Lehrstuhl für Prähistorische Archäologie in Deutschland (Abb. 6). Ebenfalls in diesem Jahr wurde am DAI die Römisch-Germanische Kommission (RGK) gegründet, die aus Mommsens Reichs-Limeskommission hervorging, obwohl Mommsen wie auch Virchow gegen ein solches staatliches Institut gewesen waren. Wie Kossinna hatte auch Mommsen erkannt, dass die Erforschung der Vorgeschichte staatlich institutionalisiert werden müsse, interessierte sich jedoch anders als jener nicht allein für die germanische Vorgeschichte. Die RGK sollte sich vielmehr den vorgeschichtlichen Forschungen vor allem in Westdeutschland widmen (Becker 2001). Erster Direktor der RGK wurde Hans Dragendorff, Professor der Klassischen Archäologie in Basel. Am 1. Oktober 1902 trat er sein Amt in Frankfurt am Main an (Krämer 1979, 15f.). Er konstatierte: „*Die Zeiten, wo die Archäologie an allem, was nicht römisch oder griechisch war, scheu oder verächtlich vorüberging, sind ebenso vergangen, wie die Zeiten, wo der Historiker bei seinen Arbeiten nicht über die schriftlichen Quellen hinauszugehen wagte.*“ (Dragendorff 1904, zit. nach Krämer 1979, 17).

Auch die nun schon seit z.T. 80 oder 100 Jahren bestehenden Altertumsvereine standen einem zentralen Reichsinstitut skeptisch gegenüber. Noch während der Verhandlungen um die Gründung der RGK trafen sich Vertreter der Vereine aus Deutschlands Süden und Westen, die besonders besorgt sein mussten, da die primären Aufgaben der neu zu gründenden RGK sowohl zeitlich als auch räumlich in ihre Forschungsgebiete fielen: die Erforschung der römisch-germanischen Hinterlassenschaften im deutschen Südwesten (s. Ament 2000). Sie schlossen sich daher im Jahr 1900 zum „*West- und Süddeutschen Verband für Altertumskunde*“ zusammen. Ziele dieses Verbandes waren zum einen die Förderung der „*römisch-germanischen Altertumskunde und der damit verbundenen prähistorischen und fränkisch-*

*allemanischen Forschung*“ (Satzung, zit. nach Ament 2000, 13), zum anderen aber die Absicht, Vertreter in die zu gründende RGK zu schicken und für diese als gleichberechtigter Ansprechpartner zu fungieren (ebd. 18). Vier Jahre später wurde nach dem Beispiel Südwestdeutschland auch im Norden ein Altertumsverband gegründet, dem Schuchhardt vorstand (Peters 2005). Eine Übersicht (Abb. 6) über die Gründungsdaten verschiedener Urgeschichtsinstitutionen verdeutlicht die heterogenen Ursprünge der Professionalisierung und Institutionalisierung der Prähistorischen Archäologie in Deutschland. Von da an waren es nicht mehr in Vereinen zusammengeschlossene Privatleute, sondern überwiegend staatlich getragene Institutionen mit dauerhafter Organisationsstruktur und fest angestellten Wissenschaftlern, die als Träger der neuen Wissenschaft fungierten. Erst jetzt gelang auch eine Etablierung der Vor- und Frühgeschichte als akademisches Fach an den Universitäten.

Der Großteil der Forscher war noch immer damit beschäftigt, den Fundstoff zeitlich feiner zu gliedern, eine immer verlässlichere Zeitabfolge von Artefakttypen und archäologischen Kulturen zu erarbeiten. Zu nennen sind hier besonders Paul Reinecke (1872-1958) und Gero von Merhart (1886-1959). Reineckes Forschungen bezogen sich vor allem auf die in der Münchner Staatssammlung aufbewahrten Funde, deren Chronologie er durch den Vergleich geschlossener Grabfunde erarbeitete. G. von Merhart habilitierte 1926 über bronzezeitliche Funde am Jenissei, die er während seiner Kriegsgefangenschaft aufgenommen hatte. Er wurde 1928 Inhaber des ersten ordentlichen Lehrstuhls für Ur- und Frühgeschichte in Marburg und entwickelte dort die vergleichend-formenkundliche Methode weiter (Kossack 1999, 54): „*Im Vordergrund seiner Lehre standen der Bodenfund als historische Quelle, [...] die Beschreibung der typischen Formen und ihre Verteilung nach Raum und Zeit [...].*“ Von Merhart und Reinecke standen nach wie vor in der antiquarischen, auf den Fund bezogenen Tradition.



Abb. 7: „Der Auszug deutscher Studenten in den Freiheitskrieg 1813“, Gemälde von Ferdinand Hodler in der Aula der Universität Jena (1909)

Die kulturhistorische Tradition der Archäologie war nicht auf Deutschland beschränkt. Hier erfuhr sie durch Kossinna jedoch eine extrem nationalistische Ausprägung. Im Verlauf von Kossinnas Arbeit lässt sich erkennen, dass mit der Erforschung von Siedlungsgebieten auch aktuelle Gebietsansprüche verbunden waren. Begünstigt durch die konservative Entwicklung des Kaiserreichs (Langewiesche 2000, 209ff.) wurden das ethnische und nationalistische Denken gestärkt und Traditionslinien konstruiert von den Deutschen über die Germanen bis in die Steinzeit hinein: „Die Welle der nationalen Begeisterung nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches und die davon ausgelöste Besinnung auf nationale Wurzeln begünstigte“ die Vorstellung von der „Einheit von Volk, Territorium, Sprache und Kultur“ einer Nation (Grünert 2002, 71). So postulierte Kossinna, die „Deutsche Archäologie“ sei „eine hervorragend nationale Wissenschaft“ – so der Titel seiner im Jahr 1912 erschienenen Schrift (Kossinna 1912). Es war die Zeit der geistigen Mobilmachung vor dem ersten Weltkrieg (Flasch 2000) wie sie auch in der Instrumentalisierung der sogenannten Befreiungskriege für den deutschen Nationalismus sichtbar wird; Beispiele sind neben dem Leipziger

Völkerschlachtdenkmal auch das 1909 entstandene Wandgemälde Ferdinands Hodlers in der Aula der Universität Jena (Abb. 7). Es thematisiert die Uniformierung der Studenten und ihren Auszug als „nationale Befreiungsarmee“.

Kossinna erhob in diesen Jahren seine Thesen zu einem unanfechtbaren Lehrsatz: „Scharf sich heraushebende, geschlossene archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt mit bestimmten Völker- und Stammesgebieten zusammen.“ (Kossinna 1912) Insbesondere nach 1918 „bemühte er sich, wissenschaftliche Argumente für vermeintlich historische Rechte der Deutschen bei der Festlegung der Staatsgrenzen [...] zu liefern“ (Grünert 2002, 267). Wiederum beobachten wir die Wirkung von Herders Konzept des Volksgeists, die Vorstellung einer unveränderlichen Essenz eines Volksganzen. Deshalb waren für die Kossinna'sche Schule, aber z. B. auch für Schuchhardt keine Erklärungsmodelle für den sozialen Wandel notwendig. Migration und Invasion waren die einzigen Konzepte, mit denen historische Veränderungen erklärt wurden (Härke 1997, 64; 1998; s. a. Andresen 2004). Chronologische Ordnung und ethnische Zuweisung wurden die zentralen Fragestellungen in der Erforschung

prähistorischer Funde. Diese Ausrichtung der Prähistorischen Archäologie prägt die Disziplin bis heute.

Kossinna starb 1931, doch seine nicht nur nationale, sondern nationalistische Ausrichtung des Faches fiel insbesondere nach 1933 auf fruchtbaren Boden. Mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft wuchs auch der institutionelle Ausbau der Urgeschichtsforschung enorm (Pape 2002). Die Zahl der ordentlichen Lehrstühle stieg bis 1942 auf 17 an. Gleiches galt für die Neueinrichtung von Landesämtern für Vorgeschichte bzw. für Bodendenkmalpflege, die sogar noch 1943 in der besetzten Ukraine gegründet und für das „Reichskommissariat Ostland“ geplant wurden (Pape 2002, 166). Auch der Leipziger Lehrstuhl wurde 1934 gegründet und mit Kurt Tackenberg besetzt, der seit 1932 Mitglied des Kampfbundes für deutsche Kultur war (Pape 2002, 176).

Die zahlreichen Publikationen der letzten Jahren, die sich mit der Rolle der Prähistorischen Archäologie im Dritten Reich befassen (Leube 2002, Steuer 2001a, Kuhnen 2002, Halle 2002), verdeutlichen, dass die Archäologie sowohl institutionell als auch personell in die Mechanismen des Nazi-Regimes eingebunden gewesen ist. Zur theoretischen Entwicklung trug diese Zeit jedoch wenig bei. Einfluss nahm der Nationalsozialismus vor allem auf die Forschungsziele und die archäologische Praxis. Germanenkunde stand im Vordergrund, insbesondere der Nachweis germanischer Siedlungstätigkeit jenseits der deutschen Grenzen im Rahmen von West- und Ostforschung (z. B. Haßmann 2000; Leube 2004). Interpretationen folgten weiterhin dem migrationistischen Erklärungsmuster. Deutlich wird dies z. B. auf den von Rudolf Stampfuß herausgegebenen „Karten zur Vorgeschichte“: „*Sie zeigen Deutschland in allen Zeiten als Zentrum an. Wanderungen und Landnahme werden in mehreren Phasen und unterschiedlichen Schraffuren mit Pfeilen angegeben.*“ (Haßmann 2002, 115)<sup>10</sup>. Die Gleichung Rasse-Sprache-Kultur wurde bis 1945 weitergetragen – so wurde z. B. aus dem „Rauhtopf“-Keramiktyp das „Rauhtopf-Volk“ (Haßmann 2000). Im besetzten Osten, besonders in Polen, sollten mit der Kossinna'schen Methode die Okkupation gerechtfertigt und der Anspruch auf Land belegt

werden; z. B. sollte die kontinuierliche germanische Besiedlung des Raums bis zur Weichsel bewiesen werden (ebd. 98). Andere Forscher griffen auf die zur Rassenkunde mutierte Anthropologie zurück, um anhand von Skeletten und insbesondere Schädeln den germanischen Einfluss auf die prähistorische Bevölkerung – die „Aufordnung“ – zu belegen (ebd.).

Das Paradigma der ethnischen Deutung stand also im Vordergrund der Prähistorischen Archäologie der NS-Zeit, jedoch in einer außerordentlich deutlichen politischen Ausprägung und mit dem Ziel der Auf- bzw. Abwertung prähistorischer wie heutiger Gesellschaften. Identitätsfindung geschah vornehmlich durch die Konstruktion von Alteritäten (Steuer 2001b, 23ff.). Die Sprache der Prähistoriker passte sich ebenso an die politischen Bedürfnisse und an das Zeitdenken an wie die Fragestellungen; nach „Gefolgschaften“ wurde gefragt, von „gesunden Volkskörpern“ gesprochen usw. (ebd. 27ff.). Ein großer Teil der Energie der Prähistoriker wurde von eher politischen als methodischen oder fachtheoretischen Auseinandersetzungen absorbiert. Bereits 1933 begannen die Auseinandersetzungen um Organisation und Finanzierung der Prähistorischen Archäologie in Deutschland, bei denen der alte Konflikt zwischen provinziäl-römischer und vorgeschichtlicher Archäologie, zwischen „Römlingen“ und „Germanophilen“ offen zutage trat (Halle 2002). Eine inhaltliche Diskussion wurde insbesondere durch die Antagonie zwischen den Gleichschaltungsbestrebungen des Reichsbundes unter Hans Reinert einerseits und dem Heinrich Himmler unterstellten SS-Ahnenerbe andererseits, das sich bemühte, durch die Mitarbeit von Facharchäologen ein wissenschaftliches Renommee zu gewinnen, gelähmt. Die Geschichte dieser Institutionen und deren Konflikte füllen zwei Monographien und zahlreiche aktuelle Beiträge zur Fachgeschichte (Bollmus 1970; Kater 1974; Hebben 2002) und soll hier nicht weiter vertieft werden.

## 5. Nachkriegsarchäologie

Mit dem Zusammenbruch des Nazi-Staates wurden zwar die ethnischen Fragestellungen ebenso aus der Forschung gestrichen wie die belastete Terminologie, das archäologische Denken veränderte sich jedoch nicht wesentlich, da keine Diskussion über die Grundannahmen stattfanden. Statt von Völkern oder Stämmen sprach man neutral von archäologischen Kulturen; implizit wurden diese aber weiterhin als geschlossene Einheiten betrachtet. In der DDR wurde die Archäologie der Slawen stärker in den Vordergrund gerückt. Direkt oder indirekt nahm der

<sup>10</sup> Stampfuß war ab 1941 Leiter des „Sonderstabes Vorgeschichte“ in der Ukraine, einer von A. Rosenberg eingesetzten Organisation, die mit der „Sicherstellung“ von prähistorischen Museumsbeständen beauftragt war und dort in Konkurrenz zu den „Sicherungsmaßnahmen“ von Herbert Jankuhn und dem SS-Ahnenerbe geriet (Heuß 2002, 546f.).

Staat seit Ende der 1960er Jahre immer größeren Einfluss auf die Prähistorische Archäologie, sowohl auf die Besetzung führender Positionen als auch auf den Inhalt der Lehre, während zugleich die fünf „Landesmuseen“ in Schwerin, Potsdam, Halle, Weimar und Dresden ihre weitgehende Unabhängigkeit behielten (Gringmuth-Dallmer 1993; Coblenz 1998, 2000). Grundsätzlich unterschieden sich jedoch die Interpretationswege nicht von jenen, die auch in der BRD fortgeführt wurden; Historischer Materialismus und Marxismus ließen sich ins herrschende Paradigma integrieren; wie auch in anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks „bestimmten beide Elemente gleichzeitig die Grundsatzdebatten“ (Veit 2002, 411)<sup>11</sup>. Für beide neu gegründeten deutschen Staaten galt, dass die meisten überlebenden Akteure wieder zu Amt und Würden kamen. Auch der als Halbjude diffamierte und seines Amtes als RGK-Direktor enthobene Gerhard Bersu kehrte aus England in die RGK zurück. Nur Reinert wollte niemand den Status eines „Mitläufers“ zugestehen. Heiko Steuer hat verdeutlicht, dass sich sein Lehrer Herbert Jankuhn nach 1945 zwar, wie seine Kollegen, von ethnischen Deutungen distanziert hatte und von der politisch-identitätskonstruierenden auf die positivistisch-deskriptive Ebene zurück gekehrt war, jedoch keinen grundsätzlichen Paradigmenwechsel vollzog (Steuer 2001c, 464f.). Selbst der Migrationismus spielte weiterhin eine wesentliche Rolle als Erklärung für Kulturwandel (Andresen 2004). Statt Menschen wanderten nun Töpfe.

Die Nachkriegsarchäologie vereinte in sich die antiquarische, auf Typologisierung und Chronologisierung der Funde ausgerichtete Tradition einerseits mit der auf Datengewinnung durch Grabungen ausgerichteten Tradition der Spatenforschung andererseits. Insbesondere Großgrabungen wurden in der Zeit des erneuerten Glaubens an technischen Fortschritt zur wichtigsten archäologischen Praxis (Wolfram 2000). Ihr zugrunde lag die Annahme, Forschungsfragen ließen sich allein durch die größere Zahl an Daten beantworten (s. a. Gramsch 2003). Der Positivismus des 19. Jahrhunderts, den Kossinna aus epistemologischen

Gründen nicht in Frage stellen können, und den zu hinterfragen die Archäologie während des Dritten Reiches vor allem aus politischen Gründen nicht in der Lage gewesen war, wurde sozusagen als Teil des theoretischen Gepäcks auch nach dem Krieg weiter mitgeschleppt, da niemand dieses Gepäck allzu genau untersuchen wollte. Doch nicht allein das „Kossinna-Syndrom“ (Smolla 1980), d.h. die Nachkriegsaversion gegen Methoden- und Theoriediskussionen und insbesondere gegen Auseinandersetzungen mit den Grundannahmen der nationalistischen Archäologie, erklärt diese Entwicklung. Auch die Universitätsstrukturen (Sommer 2000; Veit 2002, 413) haben dazu geführt, dass das seit etwa 1900 bestehende Paradigma nicht in Frage gestellt, ja nicht einmal als solches reflektiert worden ist.

Erst mit der Rezeption der seit den 1960er Jahren in den USA und Großbritannien geführten Grundlegendendiskussion fand in der BRD ein Perspektivenwechsel statt<sup>12</sup>. Angestoßen und geführt wurde dieser neue Diskurs vor allem durch jüngere Prähistoriker, besonders jener des „Unkeler Kreises“ der frühen 1980er Jahre (Härke 1989), der „*Deutschen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte*“ (DGUF) (Eckert 2002) und seit 1990 von der „*Arbeitsgemeinschaft Theorie*“ (Sommer et al. 1991; Wolfram 2001). Nun wurden die implizit weitergeführten Prämissen und Interpretationswege offen angesprochen und ihre Herkunft historisch hinterfragt, ihre methodische Stringenz und theoretischen Grundlagen überprüft (Parzinger 2002; Veit 2002). Mit der Vereinigung beider deutscher Länder stellten sich neue Fragen nach der Umgang mit unterschiedlich begründeten und strukturierten Institutionen wie auch nach den inhaltlichen Ausrichtungen der Archäologien in Ost und West (Biehl/Gramsch/Marciniak 2002b).

Damit bin ich wieder am Ausgangspunkt angelangt – bei der Anregung zur Theoriediskussion durch den angloamerikanischen Diskurs und beim Boom wissenschaftshistorischer Publikationen zur Prähistorischen Archäologie, bedingt durch den historischen Umbruch der Jahre 1989/1990. Sowohl

<sup>11</sup> In der prähistorischen Forschung der DDR, sowohl der führenden Kräfte in Berlin (Joachim Herrmann, Karl-Heinz Otto, Heinz Grünert), als auch der untergeordneten Stellen, findet sich eine Dialektik zwischen Staatsideologie einerseits, die sich in der grundlegenden Epochengliederung in Stammesgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalgesellschaft, Kapitalismus und Sozialismus spiegelt, sowie der Möglichkeit und Notwendigkeit andererseits, weiterhin die traditionellen archäologischen Kulturbegriffe und Fragestellungen anzuwenden.

<sup>12</sup> Zwar betont Barbara Sasse (1999), eine Neuorientierung habe sich bereits Ende der 1960er hin zu einem „pluralistisch-polythetischen Modell“, zu sozialhistorischen Fragestellungen und zum Einsatz statistischer und naturwissenschaftlicher Methoden vollzogen mit dem Ziel größerer Exaktheit und Objektivierung, ein Paradigmenwechsel fand aufgrund des weiterhin dominanten Positivismus dennoch nicht statt (Gramsch 2003). Zudem fehlt selbst „in den programmatischen Aufsätzen“ jener Zeit ein „*erkenntnistheoretisches oder soziologisch-geschichtsphilosophisches Glaubensbekenntnis*“ (ebd. 322).

eine explizite Diskussion der Prämissen und Theorien der Prähistorischen Archäologie als auch eine historische Diskussion finden seitdem eine breitere Akzeptanz.

## 6. Schluss

Die hier skizzierten historischen Epochen möchte ich abschließend etwa folgendermaßen zusammenfassen:

1) Die sozialen Umbrüche bei gleichzeitigem politischem Druck führen, insbesondere nach 1815 in den neuen Kleinstaaten und Königreichen, sowohl zu einem gesteigerten Formierungs- und Repräsentationsbedürfnis des Bürgertums, als auch zu einem Identifikationsbedürfnis. Geschichte und Altertumskunde bilden, als Teil einer auch romantisch inspirierten Heimatkunde, beliebte Möglichkeiten, diesen beiden Bedürfnissen zu entsprechen. Altertumsvereine befriedigen das soziale Bedürfnis nach Repräsentation, aber auch das Bildungsideal. Die Tätigkeit der Vereine trägt darüber hinaus dazu bei, für die Gemeinschaft Identifikationsmöglichkeiten zu schaffen über das Konzept des „Vaterlands“, das auch durch die „vaterländische Vorzeit“ konstituiert wird. Ausgrabungen von „Todtenhügeln“ und Limeskastellen und das Sammeln von Funden sind auf diese Weise zugleich bürgerliche Gemeinschafts- und Bildungstaten als auch staatstragende Unternehmungen.

2) Etwa mit der Gründung des Gesamtvereins 1852 und mit der Professionalisierung der Ausgrabungen, vor allem aber mit dem Interesse der Anthropologen setzt in den 1860er Jahren die Verwissenschaftlichung und Emanzipation prähistorischer Fragestellungen – sowohl von jenen der Klassischen Archäologie als auch jenen der Geschichte – ein. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts etabliert sich das anthropologisch-evolutionistische Paradigma, das Vorgeschichte als Teil der Entwicklungsgeschichte der Menschheit betrachtet. Die Auswertung der zahlreichen archäologischen Daten erfolgt nicht mehr spekulativ und an antiken Texten orientiert, sondern aufgrund wissenschaftlicher Fragestellungen und Beobachtungen aus Anthropologie und Ethnologie.

3) Um 1900 beginnt die Institutionalisierung der Urgeschichtsforschung an den Universitäten und in der Bodendenkmalpflege, da man erkennt, dass die immer zahlreicher werdenden Fragen nicht mehr allein im Freizeitbetrieb beantwortet werden können. Zugleich führen die volksgeschichtlich Interessierten einen Bruch mit dem anthropologischen Denken herbei und etablieren die antiquarisch-kulturhistorischen Fragestellungen und Methoden. Im

Zeitalter des Nationalismus konzentriert sich auch die Urgeschichtsforschung wieder auf die heimische Archäologie, diesmal verstanden als „Deutsche Archäologie“, und damit auf die ethnische Deutung der Funde. Es ist diese nationalistische und kulturhistorische Ausrichtung, auf die die Nazis bei ihrer institutionellen Förderung der Prähistorischen Archäologie bis 1945 setzen.

4) Nach dem Zweiten Weltkrieg lässt sich ein Abrücken von der ethnischen Fragestellung beobachten, jedoch nicht von den ihr zugrunde liegenden Erklärungsmodellen (Migrationismus, archäologische Kultur als – ethnische, soziale etc. – Einheit). Die antiquarisch-kulturhistorischen Methoden werden weitergeführt, jedoch unter den Rahmenbedingungen des „Kossinna-Syndroms“. Eine breitere Auseinandersetzung mit den Prämissen und Paradigmen des Faches findet erst nach dem erneuten politischen Umbruch nach 1990 statt. Theorie und Fachgeschichte bilden allmählich Bestandteile auch des archäologischen *mainstreams*.

Eingangs hatte ich von der Schwesterschaft von Theorie und Wissenschaftsgeschichte gesprochen. Wissenschaftsgeschichte, genauer die Geschichte der epistemologischen Grundlagen des Faches ist notwendiger Bestandteil jeder Disziplin, und es wurde hoffentlich deutlich, dass sie nicht als affirmative und teleologische Forschungsgeschichte missverstanden werden darf, die die scheinbar lineare Akkumulation von Wissen beschreibt. Vielmehr ist Fachgeschichte Teil der Reflexion über das Selbstverständnis und die geistigen Grundlagen des Faches. Fachgeschichte ist demnach kein Selbstzweck, sondern auf die heutige archäologische Praxis ausgerichtet; sie soll ein besseres Verständnis für die Ausrichtung der aktuellen Forschung ermöglichen und zur eventuellen Veränderung befähigen. Fachgeschichte muss deshalb die Mechanismen der Wissensproduktion in Relation zum jeweiligen sozialen und politischen Kontext erfassen. Umgekehrt muss aus einem neuen theoretischen Verständnis auch ein neues Verständnis für die historischen Grundlagen der Archäologie entstehen. So wird uns die Dialektik zwischen Theorie und Fachgeschichte auch in Zukunft weiter beschäftigen.

## Danksagung

Für zahlreiche Anregungen, Kritiken und Literaturhinweise zu diesem Aufsatz und den zugrundeliegenden Vorlesungen und Vorträgen danke ich Stefan Burmeister, Hubert Fehr, Doreen Mölders,

Sabine Rieckhoff, Wiebke Rohrer, Nils Müller-Scheeßel, Ulrike Sommer sowie den Studentinnen und Studenten des Fachbereichs Grabungstechnik/ Restaurierung der FHTW Berlin.

## Literatur

- Ament 2000: H. Ament, 100 Jahre West- und Süddeutscher Verband für Altertumsforschung. Seine Gründung und seine frühen Jahre (1900-1914). *Arch. Korrb.* 5, 2000, 13-32.
- Andresen 2004: M. Andresen, Studien zur Geschichte und Methodik der archäologischen Migrationsforschung (Münster 2004).
- Aslan/Thum 2001: R. Aslan/D. Thumm, Ein Traum und seine Auswirkungen. Troia und die Anfänge der Archäologie. In: Troia, Traum und Wirklichkeit. Ausstellungskatalog, hrsg. vom Arch. Landesmus. Baden-Württemberg (Stuttgart 2001) 323-329.
- Barkan 1999: L. Barkan, Unearthing the past. Archaeology and aesthetics in the making of Renaissance culture (Yale 1999).
- Becker 2001: K. Becker, Die Gründung der Römisch-Germanischen Kommission und der Gründungsdirektor Hans Dragendorff. *Ber. RGK* 82, 2001, 105-135.
- Biehl/Gramsch/Marciniak 2002a: P.F. Biehl/A. Gramsch/Arkadiusz Marciniak, (Hrsg.), Archäologien Europas. Geschichte, Methoden, Theorien. Tübinger Arch. Taschenbücher 3 (Münster 2002).
- Biehl/Gramsch/Marciniak 2002b: P.F. Biehl/A. Gramsch/Arkadiusz Marciniak, Archaeologies of Europe: Histories and identities. An introduction. In: Biehl/Gramsch/Marciniak 2002a, 25-31.
- Bollmus 1970: R. Bollmus, Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im national-sozialistischen Herrschaftssystem (Stuttgart 1970).
- Bowden 1991: M. Bowden, Pitt Rivers: the life and archaeological work of Lieutenant General Augustus Henry Lane Fox Pitt Rivers, DCL, FRS, FSA (Cambridge 1991).
- Brather 2004: S. Brather, Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen. *RGA Ergänzungsbd.* 42 (Berlin, New York 2004).
- Childe 1975: V.G. Childe, Soziale Evolution (Frankfurt a. M. 1975) [orig. 1951].
- Clemens 2004: G.B. Clemens, Sanctus amor patriae. Eine vergleichende Studie zu deutschen und italienischen Geschichtsvereinen im 19. Jahrhundert (Tübingen 2004).
- Cobet 1997: J. Cobet, Heinrich Schliemann – Archäologe und Abenteurer (München 1997).
- Coblenz 1998: W. Coblenz, Bemerkungen zur ostdeutschen Archäologie zwischen 1945 und 1990. *Ethnogr. Arch. Zeitschr.* 39, 1998, 529-561.
- Coblenz 2000: W. Coblenz, Archaeology under Communist control: the German Democratic Republic, 1945-1990. In: H. Härke (Hrsg.), *Archaeology, Ideology and Society: The German Experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 7* (Frankfurt a. M. 2000) 304-338.
- Dann 2003: O. Dann, Gruppenbildung und gesellschaftliche Organisation in der Epoche der deutschen Romantik. In: ders., *Vereinsbildung und Nationsbildung* (Köln 2003) 81-100.
- Eckert 2002: J. Eckert, Die Deutsche Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, der Schleswiger Kreis und der Unkeler Kreis. *Arch. Inf.* 15, 2002, 15-21.
- Eggers 1986: H.-J. Eggers, Einführung in die Vorgeschichte (München 1986).
- Esch 1972: A. Esch, Limesforschung und Geschichtsvereine. Romanismus und Germanismus, Dilettantismus und Facharchäologie in der Bodenforschung des 19. Jahrhunderts In: H. Boockmann et al. (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert* (Göttingen 1972) 163-191.
- Flasch 2000: K. Flasch, Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg (Berlin 2000).
- Gramsch 2003: A. Gramsch, Landschaftsarchäologie – ein fachgeschichtlicher Überblick und ein theoretisches Konzept. In: J. Kunow/J. Müller (Hrsg.), *Landschaftsarchäologie und geographische Informationssysteme. Prognosekarten, Besiedlungsdynamik und prähistorische Raumordnungen. Symposium 15.-19. Oktober 2001, Wünsdorf (Wünsdorf 2003)* 35-54.
- Gramsch 2005: A. Gramsch, Primat der Historiker? Neue Literatur zur Geschichte der Prähistorischen Archäologie. *Rundbrief Arbeitsgemeinschaft Theorie* 4/1, 2005, 14-22.
- Grayson 1983: D. K. Grayson, *The Establishment of Human Antiquity* (New York 1983).
- Gringmuth-Dallmer 1993: E. Gringmuth-Dallmer, *Archaeology in the former German Democratic Republic since 1989. Antiquity* 67, 1993, 135-142.
- Grünert 2002: H. Grünert, Gustaf Kossinna (1858-1931). Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik (Rahden/Westf. 2002).
- Hakelberg 2003: D. Hakelberg, Nationalismus einer Elite. „Heidnisches Deutschland“ und „vaterländische Altertumskunde“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: E. Vogel/A. Napp/W. Lutterer (Hrsg.), *Zwischen Ausgrenzung und Hybridisierung. Zur Konstruktion von Identitäten aus kulturwissenschaftlicher Perspektive* (Würzburg 2003) 15-35.

- Halle 2002: U. Halle, „Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch!“ Prähistorische Archäologie im Dritten Reich (Bielefeld 2002).
- Hansen 2001: S. Hansen, Von den Anfängen der prähistorischen Archäologie: Christian Jürgensen Thomsen und das Dreiperiodensystem. *Prähist. Zeitschr.* 76, 2001, 10-23.
- Hardt/Lübke/Schorkowitz 2003: M. Hardt/Ch. Lübke/D. Schorkowitz (Hrsg.), *Inventing the Past in North Central Europe. The National Perception of Early Medieval History and Archaeology* (Frankfurt a. M. 2003).
- Härke 1989: H. Härke, The Unkel symposia: The beginnings of a debate in West German archaeology? *Current Anthr.* 30, 1989, 406-410.
- Härke 1997: H. Härke, Wanderungsthematik, Archäologen und politisches Umfeld. *Arch. Inf.* 20/1, 1997, 61-71.
- Härke 1998: H. Härke, Archaeologists and migrations, a problem of attitude? *Current Anthr.* 39/1, 1998, 19-45.
- Haßmann 2000: H. Haßmann, Archaeology in the „Third Reich“. In: H. Härke (Hrsg.), *Archaeology, Ideology and Society: The German Experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 7* (Frankfurt a. M. 2000) 65-139.
- Haßmann 2002: H. Haßmann, Archäologie und Jugend im „Dritten Reich“. Ur- und Frühgeschichte als Mittel der politisch-ideologischen Indoktrination von Kindern und Jugendlichen. In: A. Leube 2002, 107-146.
- Hebben 2002: Ch. Hebben, Ein Museum unter dem Hakenkreuz. Das Rheinische Landesmuseum Trier im Spannungsfeld von Ideologie und Wissenschaft 1933-1945. In: H.-P. Kuhnen (Hrsg.), *Propaganda. Macht. Geschichte. Archäologie an Rhein und Mosel im Dienst des Nationalsozialismus* (Trier 2002) 93-138.
- Heimpel 1972: H. Heimpel, Geschichtsvereine einst und jetzt. In: H. Boockmann et al. (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert* (Göttingen 1972) 45-73.
- Herrmann 1992: J. Herrmann, Heinrich Schliemann – forschungsgeschichtliche Leistung, wissenschaftsmethodischer Neuanfang und zentenaire Wirkung. In: ders. (Hrsg.), *Heinrich Schliemann. Grundlagen und Ergebnisse moderner Archäologie 100 Jahre nach Schliemanns Tod* (Berlin 1992) 93-102.
- Heuß 2002: A. Heuß, Prähistorische „Raubgrabungen“ in der Ukraine. In: A. Leube 2002, 545-554.
- Jacobi 1910: H. Jacobi, Die Geschichte der Saalburgforschung bis zum Jahre 1911. *Saalburg-Jahrb.* 1, 1910, 1-24.
- Kater 1974: M. Kater, *Das Ahnenerbe der SS 1933-1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches* (Stuttgart 1974).
- Kocka 1995: J. Kocka, *Bürgertum im 19. Jahrhundert* (München 1995).
- Kossack 1999: G. Kossack, *Prähistorische Archäologie in Deutschland im Wandel der geistigen Situation* (München 1999).
- Kossinna 1912: G. Kossinna, *Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft* (Würzburg 1912).
- Krämer 1979: W. Krämer, Fünfundsechzig Jahre Römisch-Germanische Kommission. In: *Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Römisch-Germanischen Kommission. Beiheft Ber. RGK 58, 1977* (Mainz 1979) 5-23.
- Kuhnen 2002: H.-P. Kuhnen (Hrsg.), *Propaganda. Macht. Geschichte. Archäologie an Rhein und Mosel im Dienst des Nationalsozialismus. Schriftenr. Rhein. Landesmus. Trier 24* (Trier 2002).
- Kunow 2002: J. Kunow, Die Entwicklung von archäologischen Organisationen und Institutionen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert und das „öffentliche Interesse“ – Bedeutungsgewinne und Bedeutungsverluste und deren Folgen. In: Biehl/Grams/Marciniak 2002a, 147-183.
- Langewiesche 2000: D. Langewiesche, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa* (München 2000).
- Leube 2002: A. Leube (Hrsg.), *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945. Stud. Wissenschafts- u. Universitätsgeschichte 2* (Heidelberg 2002).
- Leube 2004: A. Leube, Deutsche Prähistoriker im besetzten Polen 1939-1945. In: Bernhard Hänsel (Hrsg.), *Parerga Praehistorica. Jubiläumsschrift zur Prähistorischen Archäologie – 15 Jahre UPA. Universitätsforsch. Prähist. Arch.* 100 (Bonn 2004) 287-347.
- Lindenschmit/Lindenschmit 1848: L. und W. Lindenschmit, *Das germanische Totdenkmal bei Selzen in der Provinz Rheinhessen* (Mainz 1848).
- Müller-Scheeßel in Vorb.: N. Müller-Scheeßel, „... dem Romanismus entgegenzutreten“. National Animosities among the Participants of the *Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques*. In: A. Gramsch/U. Sommer (Hrsg.), *A History of Central European Archaeology. Theory, Methods, and Politics. Papers from a session held at the European Association of Archaeologists' Seventh Annual Meeting in Esslingen 2001* (in Vorb.).
- Niethammer 2000: L. Niethammer, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur* (Reinbek 2000).
- Nipperdey 1972: Th. Nipperdey, Verein als soziale Struktur im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung. Veröff. Max-Planck-Inst. Gesch.* 1 (Göttingen 1972) 1-45.

- Pape 2002: W. Pape, Zur Entwicklung des Faches Ur- und Frühgeschichte in Deutschland bis 1945. In: A. Leube 2002, 163-226.
- Parzinger 2002: H. Parzinger, „Archäologien“ Europas und „europäische Archäologie“ – Rückblick und Ausblick. In: Biehl/Gramsch/Marciniak 2002a, 35-51.
- Peters 2005: H.-G. Peters, 100 Jahre Nordwestdeutscher Verband. Arch. Nachr.bl. 10/4, 2005, 355-366.
- Piggott 1937: S. Piggott, Prehistory and the romantic movement. *Antiquity* 11/41, 1937, 31-38.
- Pomian 1998: K. Pomian, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (Berlin 1998).
- Rasch 2000: M. Rasch, Zur Entstehung von Geschichts- und Heimatvereinen am „preußischen“ Niederrhein. In: Wolfgang Cilleßen (Hrsg.), Heimatliebe und Vaterlandstreue. Niederrheinische Museen vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus (Wesel 2000) 27-45.
- Sasse 1998: B. Sasse, Paradigmenwechsel in der Frühgeschichtsforschung. Ein Beispiel für den Wandel von Theorien und Methoden. In: S. Brather/Ch. Brücker/M. Hoepfer (Hrsg.), Archäologie als Sozialgeschichte. Studien zu Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im frühgeschichtlichen Mitteleuropa. Festschrift für Heiko Steuer zum 60. Geburtstag (Rahden/Westf. 1999) 321-326.
- Schulze/Oexle 1999: W. Schulze/O. G. Oexle (Hrsg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus (Frankfurt a. M. 1999).
- Schlanger 2003: N. Schlanger, The Burkitt affair revisited. Colonial implications and identity politics in early South African prehistoric research. *Arch. Dialogues* 10/1, 2003, 5-26.
- Smolla 1980: G. Smolla, Das Kossinna-Syndrom. *Fundber. Hessen* 19/20, 1979/1980, 1-9.
- Sommer 2000: U. Sommer, The teaching of archaeology in West Germany. In: H. Härke (Hrsg.), *Archaeology, Ideology and Society: The German Experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 7* (Frankfurt a.M. 2000) 202-239.
- Sommer 2005: U. Sommer, Altertumsforschung in der Frühzeit des Verbandes. *Arch. Nachr.bl.* 10/4, 2005, 367-383.
- Sommer et al. 1991: U. Sommer/S. Wolfram/M. Schmidt/A. Träger/J. Jacobs, Eine neue Arbeitsgemeinschaft. *Arch. Inf.* 14, 1991, 103-105.
- Steuer 2001a: H. Steuer (Hrsg.), Eine hervorragend nationale Wissenschaft: Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995. RGA Ergänzungsbd. 29 (Berlin, New York 2001).
- Steuer 2001b: H. Steuer, Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995 – Begründung und Zielsetzung des Arbeitsgesprächs. In: ders. (Hrsg.), Eine hervorragend nationale Wissenschaft: Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995. RGA Ergänzungsbd. 29 (Berlin, New York 2001) 1-54.
- Steuer 2001c: H. Steuer, Herbert Jankuhn und seine Darstellungen zur Germanen- und Wikingerzeit. In: ders. (Hrsg.), Eine hervorragend nationale Wissenschaft: Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995. RGA Ergänzungsbd. 29 (Berlin, New York 2001) 417-473.
- Trigger 1989: B. Trigger, A history of archaeological thought (Cambridge 1989).
- Veit 2002: U. Veit, Wissenschaftsgeschichte, Theorie debate und Politik: Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie in Europa am Beginn des dritten Jahrtausends. In: Biehl/Gramsch/Marciniak 2002a, 405-419.
- Wanzek 2001: B. Wanzek, Die bronzezeitliche Siedlung in Berlin-Buch: Geschichte einer Ausgrabung und Ausstellung (Berlin 2001).
- Wiwjorra 2002: I. Wiwjorra, „Ex oriente lux“ - „Ex septentrione lux“. Über den Widerstreit zweier Identitätsmythen. In: Leube 2002, 73-106.
- Wolfram 2000: S. Wolfram, *Vorsprung durch Technik* or „Kossinna-Syndrome“? Archaeological theory and social context in post-war West Germany. In: H. Härke (Hrsg.), *Archaeology, Ideology and Society: The German Experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 7* (Frankfurt a. M. 2000) 180-201.
- Wolfram 2001: S. Wolfram, Wie wir wurden was wir sind. Ein persönlicher Rückblick. *Rundbrief Theorie-AG, Sonderausgabe* 2001, 5-6.
- Vretemark 2004: M. Vretemark, Osteologisk analys av brända ben från gravar med husurnor i samlingarna på Nationalmuseet i Köpenhamn, Danmark. *Rap. ANL* 9, Göteborgs Univ. (Göteborg 2004).

*Adresse des Verfassers:*

Dr. Alexander Gramsch  
 Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche  
 Archäologie  
 Spalenring 145  
 CH – 4055 Basel  
 Email: alexander.gramsch@unibas.ch